

Die Mitte stärken

Was folgt nach der Exzellenzinitiative?

| **CHRISTIANE GAEHTGENS** | **Unter den Exzellenzuniversitäten findet sich nur eine der kleineren deutschen Universitäten. Heißt das also, dass in erster Linie die großen Universitäten von dem Wettbewerb profitiert haben? Geht die Schere zwischen Groß und Klein dadurch noch weiter auf? Welche Schlüsse kann man daraus ziehen, was bedeutet dies für das deutsche Wissenschaftssystem? Eine Analyse und Vorschläge.**

Kein Zweifel und allen Kritikern zum Trotz: die Exzellenzinitiative ist ein großer Erfolg. Sie hat mit vergleichsweise geringen Mitteln ungeheure Potenziale in den Universitäten freigesetzt, nationale und internationale Anerkennung für deren Spitzenforschung eingebracht und die Autonomie der Institutionen gestärkt, indem sie deutlich gemacht hat, dass die Hochschulen selbst – nicht die Länder oder Wissenschaftssysteme – im Mittelpunkt des globalen Wettbewerbs stehen.

Klar ist aber auch: profitiert haben in erster Linie die großen Universitäten mit vielen Professuren, vielen Studierenden und Fakultäten, darunter überproportional häufig solche mit finanzkräftigen Fächern wie Ingenieurwissenschaften oder Medizin. Das galt für die erste Runde der Exzellenzinitiative, und es hat sich in der aktuellen zweiten Phase bestätigt: acht der elf „Spitzenunis“ haben mehr als 30 000 Studierende, nur zwei mittlere (Tübingen und Bremen) und eine kleine Universität (Konstanz) waren erfolgreich.

Die Schere zwischen Groß und Klein ist also durch die Exzellenzinitiative noch weiter aufgegangen. Dennoch bleiben die kleineren Universitäten

strukturpolitisch wie qualitativ eine tragende Säule des deutschen Wissenschaftssystems, das, anders als in vielen europäischen Nachbarländern, nicht von Jahrhunderten zentralistischer Politik geprägt ist.

Mit dem Auslaufen der gegenwärtigen Exzellenzinitiative ist die Diskussion über Nachfolgekonzeppte in vollem Gang. Wenn diese Diskussion sich allein darauf konzentriert, erneut Bundesgeld für die unterfinanzierten Hochschulen zu mobilisieren, wird eine gro-

»Keine Größe, keine Förderung, keine Anerkennung, keine Perspektiven.«

ße Chance vertan. Angesichts von Schuldenbremse und europäischer Finanzkrise ist es ohnehin kurzsichtig, darauf allzu große Hoffnungen zu setzen. Wichtiger ist die Frage, welche Strukturimpulse für die Zukunft richtig sind: weiterhin Konzentration auf die hochrangige Forschung und Lehre an wenigen großen Standorten oder mehr Aufmerksamkeit und Entwicklungschancen für die Exzellenz der Mitte?

Um diese Diskussion für sich zu entscheiden, müssen die kleineren Universitäten zeigen, dass sie wissenschaftlich mit den ganz Großen konkurrenzfähig sind und darüber hinaus in Governance und Management strategische Alleinstellungsmerkmale, vielleicht sogar Überlegenheit entwickeln. Die Ergeb-

nisse der Exzellenzinitiative 2012 geben trotz des begrenzten Erfolgs kleinerer Universitäten Hinweise darauf, wie solche Strategien aussehen können. Die erfolgreichen Konzepte setzen auf fachliche Breite, verbunden mit deutlichen Schwerpunktbildungen in der Forschung. Kleinere Universitäten machen darüber hinaus in charakteristischer Weise Instrumente der vernetzenden Strukturbildung für sich fruchtbar, etwa gemeinsame interdisziplinäre Plattformen und zentrale Dienstleistungen.

Aber lässt sich auf diesem Weg tatsächlich Exzellenz erreichen, die im internationalen Vergleich standhält? Anlass für die Exzellenzinitiative war schließlich die mangelnde Sichtbarkeit deutscher Universitäten in internationalen Forschungsrankings. Kleine Universitäten sind in diesem Wettbewerb schon „mangels Masse“ faktisch chancenlos. Wissenschaftliche Exzellenz ohne größeres Umfeld wird im Shanghai- oder THE-Ranking nicht sichtbar. Der Umkehrschluss, dass Exzellenz schon aus Reputationsgründen ohne Größe nicht realisierbar sei, erweist sich für die kleineren Universitäten als Teufelskreis: keine Größe, keine Förderung, keine Anerkennung, keine Perspektiven.

Alles kommt also darauf an, auf einem begrenzten Gebiet durch überragendes wissenschaftliches Gewicht konkurrenzfähig zu werden. Kleinere Universitäten werden deshalb vor allem durch ihre Schwerpunkte sichtbar. Dabei konkurrieren sie mit außeruniversitären Forschungseinrichtungen, denen allerdings der Zugang zum wissenschaftlichen Nachwuchs fehlt, und mit den wenigen Spartenuniversitäten im öffentlichen wie im privaten Sektor. Schwerpunktbildung erfordert von den



AUTORIN

Christiane Gaehtgens ist unabhängige Wissenschaftsexpertin mit eigener Beratungsagentur, bis 2008 war sie Generalsekretärin der Hochschulrektorenkonferenz.



Verkündung der Ergebnisse der Exzellenzinitiative am 15. Juni 2012 in Bonn: Bundesbildungsministerin Annette Schavan, der Präsident der Deutschen Forschungsgemeinschaft (links), Matthias Kleiner, und der Vorsitzende des Wissenschaftsrates, Wolfgang Marquardt

Universitäten aber im Verhältnis zu ihrer Größe überproportionale finanzielle Anstrengungen bei der Ausstattung mit Professuren und Mitarbeiterstellen, um in allen Aspekten des Fachgebiets wissenschaftlich produktiv zu sein, und eine Forschungsinfrastruktur, deren hohe Kosten insbesondere in der natur- und technikwissenschaftlichen Forschung kleinere Einrichtungen zumeist überfordern. Die großen wissenschaftlichen Herausforderungen sind deshalb gerade für kleinere Universitäten nur in Zusammenarbeit mit den umliegenden außeruniversitären Forschungseinrichtungen zu bewältigen.

Die jetzt auslaufende Exzellenzinitiative hat den methodisch fragwürdigen wenn auch reputationsträchtigen internationalen Rankings eine echte Alternative entgegengesetzt. Das lässt sich nicht beliebig oft und schon gar nicht in kurzen Abständen wiederholen, und es sollte künftig auch eher auf europäischer Ebene fortgesetzt werden. Das deutsche Wissenschaftssystem braucht in den nächsten Jahren zusätzliche Strukturimpulse durch eine Förderinitiative, die die wissenschaftlichen

Schwerpunkte, Zentren, Schulen und Fakultäten unterhalb der Ebene ganzer (großer wie kleiner) Universitäten in den Blick nimmt. Mit einem solchen Wettbewerb würde einer fruchtbaren Konkurrenz der Weg geebnet, in der die „Kleineren“ gegenüber den „Großen“ eine Chance haben, ohne das internationale gültige Qualitätsstandards kompromittiert werden.

Gravitationszentren der Wissenschaft, bei denen universitäre und au-

»Die Exzellenzinitiative hat den internationalen Rankings eine echte Alternative entgegengesetzt.«

ßeruniversitäre Partner regional zusammenarbeiten, brauchen in einem solchen Wettbewerb einheitliche Maßstäbe für die Bewertung der Forschungsleistung, um Kooperation und Kohäsion zu stärken. Neben dem wissenschaftlichen „Output“ müssen für diese regionalen Themenschwerpunkte auch die strategisch-strukturellen Kriterien der „dritten Säule“ Anwendung finden, und zwar sowohl hinsichtlich der Steuerungs- und Strategiefähigkeit der Zentren selbst, wie auch für ihre Einbin-

dung in die Entwicklungsplanung und Strategiebildung der Gesamtuniversität. Schließlich sollten auch die Ein-Fach-Universitäten und private Einrichtungen eine Chance zur Teilnahme bekommen, denn der internationale wissenschaftliche Wettbewerb fragt nach der Qualität, nicht nach den Finanzierungsquellen der Wissenschaft.

Unabhängig von staatlichen Förderprogrammen aber sind die kleinen und mittleren Universitäten selbst in der Verantwortung, ihre Stärken und Alleinstellungsmerkmale mit Selbstbewusstsein öffentlich zu vermitteln, konzeptionell voneinander zu lernen und Leistung z.B. in Benchmarking-Verfahren sichtbar zu machen. Erfolgreich kann eine Stärkung der Mitte auch nur sein, wenn die staatliche Wissenschaftspolitik in Bund und Ländern sie konsequent unterstützt: durch Lockerung des Ortsprinzips, Erleichterung von Kooperationen, Hilfen bei hochrangigen Berufungen außerhalb der attraktiven Ballungszentren und Unterstützung bei der strategischen Internationalisierung. In vielen dieser Bereiche kann der Bund heute schon wirksame Impulse geben, dennoch bleibt die Verwirklichung der lange diskutierten Grundgesetzänderung ein dringendes Anliegen.